

Jutta Jacobi

*Die Schnitzlers*  
Eine Familiengeschichte

Residenz Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

[www.residenzverlag.at](http://www.residenzverlag.at)

© 2014 Residenz Verlag  
im Niederösterreichischen Pressehaus  
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH  
St. Pölten – Salzburg – Wien

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks  
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Dieses Werk wurde vermittelt durch  
Aenne Glienke | Agentur für Autoren und Verlage,  
[www.AenneGlienkeAgentur.de](http://www.AenneGlienkeAgentur.de).

Umschlaggestaltung: Thomas Kussin/buero8  
Umschlagbild: ÖNB-Bildarchiv / [picturedesk.com](http://picturedesk.com)  
Grafische Gestaltung/Satz: buero8, Wien  
Schrift: Minion  
Lektorat: Stephan Gruber  
Personenregister: Susanne Peter  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books

Bildnachweis:

Rabending, Emil / ÖNB-Bildarchiv / [picturedesk.com](http://picturedesk.com): 1  
ÖNB-Bildarchiv / [picturedesk.com](http://picturedesk.com): 2, 5, 8, 12  
Deutsches Literaturarchiv Marbach: 3  
Löwy, Josef / ÖNB-Bildarchiv / [picturedesk.com](http://picturedesk.com): 4, 13  
D'Ora-Benda, Atelier / ÖNB-Bildarchiv / [picturedesk.com](http://picturedesk.com): 6, 7  
Privatarchiv Michael Schnitzler: 9, 10, 11, 14, 15, 16, 17, 18, 19

ISBN 978 3 7017 3279 1

# Inhalt

Prolog: Diesmal die praktischen Schuhe	11
--	----

## Erster Teil

Nagykanizsa, Pest, Wien 1858–1893

<i>Die Fahrt auf dem Leiterwagen</i>	17
<i>Woher die Schnitzler kamen</i>	22
<i>Die Reformer aus Nagykanizsa</i>	25
<i>Johann Schnitzler kommt in eine gute Familie</i>	32
<i>Ein unschuldiger Engel</i>	41
<i>Medizin und Journalismus</i>	44
<i>Zum ersten Mal der Tod</i>	53
<i>Zum zweiten Mal der Tod</i>	55
<i>Die Liebe der Louise</i>	57
<i>Der große Krach und was ihm vorausging</i>	64
<i>Arthurs Metamorphosen</i>	67
<i>Böse Zungen</i>	76
<i>Direktor der Poliklinik</i>	84
<i>Der gute Sohn und das schwarze Schaf</i>	86
<i>Prinzipien eines Arrivierten</i>	93
<i>Allerlei Süchte</i>	94
<i>Allerlei Listen</i>	96
<i>Triumph, Enttäuschung und Abschied</i>	99

## Zweiter Teil

Wien, Berlin, Venedig 1893–1931

<i>Der Reigen zu Rad</i>	105
<i>Wie ein Dichter lebt</i>	111
<i>Die Liebe zu den beiden Mizis</i>	116

<i>Wie Schnitzler den Offiziersrang verlor</i> .....	123
<i>Ein Mädchen, das ungehindert »Ich« sein will</i> .....	128
<i>Sie lieben und zerfleischen sich</i> .....	133
<i>Zeit des Ruhms</i> .....	136
<i>Olgas Ambitionen</i> .....	140
<i>Sterben im Familienkreis</i> .....	141
<i>Ein früher Hypochonder</i> .....	144
<i>»Der Weltkrieg. Der Weltruin.«</i> .....	145
<i>Rosenkrieg im Hause Schnitzler</i> .....	152
<i>Eine Bühne für die großen Gefühle</i> .....	159
<i>Lili erfindet Geschichten</i> .....	162
<i>Die treueste Geschiedene aller Zeiten</i> .....	168
<i>Ein Dichterkind in Berlin</i> .....	171
<i>Liebe und Tod in Venedig</i> .....	174
<i>Schnitzlers letzte Liebe, Teil 1</i> .....	182

### **Dritter Teil**

Wien, Cambridge, Zürich, New York, Berkeley,  
Los Angeles, Wien 1931–1982

<i>Wien trauert</i> .....	187
<i>Die andere Lilly aus der Sternwartestraße</i> .....	190
<i>Hochzeitsreise mit einem Schwierigen</i> .....	193
<i>Ein Schnitzler wird getauft</i> .....	195
<i>Flüchten ist nichts für Kinder</i> .....	198
<i>Wie Olga Schnitzler den Nachlass rettete</i> .....	200
<i>Nervenkrieg in der Wartehalle Schweiz</i> .....	205
<i>Neue Heimat Amerika</i> .....	211
<i>Wem gehört der Nachlass?</i> .....	215
<i>Schlimme Nachrichten aus der Alten Welt</i> .....	217
<i>Frankfurt on the Hudson</i> .....	222
<i>Kriegszeit in Kalifornien</i> .....	224
<i>Ist die Menschheit lernfähig?</i> .....	227
<i>Europäische Verlockungen und amerikanische Desillusionierungen</i> .....	229
<i>»Schmickelfritz«</i> .....	232
<i>Rückkehr nach Demelland</i> .....	234

<i>Hochzeit in San Bernardino</i> .....	238
<i>Michael lässt die Pubertät ausfallen</i> .....	240
<i>Was die Rückkehr kostet</i> .....	241
<i>Peters Metamorphosen</i> .....	242
<i>Scheidung im Quartett</i> .....	245
<i>Schnitzler-Renaissance</i> .....	246
<i>Schnitzlers letzte Liebe, Teil 2</i> .....	250

## **Vierter Teil**

### **Wien, Los Angeles, Costa Rica 1982–2014**

<i>Die Freiheit der Lilly Schnitzler</i> .....	253
»Wir sind Künstler« .....	253
<i>Den Regenwald retten</i> .....	259

<b>Epilog: Giuliana hört eine vertraute Stimme</b> .....	265
--	-----

<b>Dank</b> .....	269
<b>Anmerkungen</b> .....	275
<b>Literatur</b> .....	284
<b>Personenregister</b> .....	290



*Für Tilmann, Philipp und Carlotta und  
meine ganze große Familie*

*»Lebendige Stunden? Sie leben doch nicht  
länger als der Letzte, der sich ihrer erinnert.  
Es ist nicht der schlechteste Beruf, solchen Stunden  
Dauer zu verleihen über ihre Zeit hinaus.«*

Arthur Schnitzler

## Prolog: Diesmal die praktischen Schuhe

Zentralfriedhof, Tor I. Giuliana Schnitzler trägt einen grünen Mantel an diesem kühlen Vorfrühlingstag, apfelgrün. Das passt zu ihren rotblonden Haaren, die vielleicht ein Erbteil ihrer irischen Vorfahren sind, der mütterlichen Vorfahren. Die väterlichen liegen hier. Links der schnurgeraden Hauptallee sind die Gräber mit den christlichen Symbolen, rechts davon die riesige jüdische Totenstadt: »Bet Kevarot«, der Ort der Gräber. Wir halten uns rechts, spazieren vorbei an den prunkvollen Grabmälern im Geschmack der Gründerzeit – verwittert, bemoost, von Baumwurzeln in Schiefstand gebracht. Manche der Inschriften sind in hebräischen Buchstaben abgefasst, die meisten aber auf Deutsch. Hier liegt das assimilierte jüdische Wien des 19. Jahrhunderts. Die Gräber zeigen, wie sie gesehen werden wollten: tatkräftige Männer, tugendsame Gattinnen, »beweint von ihren untröstlichen Söhnen und Töchtern«. Ihre Verdienste sind in Stein gemeißelt, die Kehrseite hat Arthur Schnitzler beschrieben. Giulianas Urgroßvater.

Ich schiele auf ihre Schuhe: Sie hat natürlich praktische Schuhe an den Füßen, wie jeder vernünftige Mensch für einen Spaziergang über den Zentralfriedhof. Ich auch. Die Frage der angemessenen Fußbekleidung für diesen Anlass beschäftigt mich, seitdem ich vor Jahrzehnten zum ersten Mal zu Schnitzlers Grab gepilgert bin. Eine Wiener Kaffeehausbekanntschaft hatte mich und meine karierten Wollstrümpfe ungnädig gemustert: »Wenn du zu Arthur Schnitzler gehst, zieh dir andere Strümpfe an.« Der Mann meinte wohl, diese Geste sei ich dem Frauenliebhaber Schnitzler selbst posthum noch schuldig.

Damals war ich Studentin der Germanistik in München. Bei den ersten Schnitzler-Lektüren – *Liebelei*, *Reigen*, *Anatol* – hatte es mich

erwischt. Dieser federleichte beunruhigende Ton. Etwas an seiner Art, die Welt zu sehen und zu beschreiben, leuchtete mir unmittelbar ein. Seine Skepsis, seine Wahrheitsliebe, seine analytische Schärfe, seine Melancholie, seine permanent fehlschlagende, aber umso beharrlichere Sinnsuche im Sinnlichen. Und sein Humor! Jedenfalls durch diesen unterschied er sich von Freud, der ihn als seinen Doppelgänger betrachtete. Ich fuhr damals mit der Straßenbahn zum Zentralfriedhof, kaufte eine gelbe Rose und legte sie auf das Grab. Zwei Namen standen auf dem schlichten dunklen Stein, nicht drei, wie heute: Arthur Schnitzler (1862–1931) und Dr. Julius Schnitzler (1865–1939), dazu etwas Hebräisches, das ich nicht lesen konnte. Arthurs Sohn Heinrich lebte noch und war in Germanistenkreisen für die unermüdliche Freundlichkeit bekannt, mit der er Fragen zu seinem Vater und dessen Werk beantwortete. Trotzdem, ich hätte mich nie getraut, ihn zu behelligen, auch als ich später eine Magisterarbeit schrieb, in der es um Arthur Schnitzlers Sprachskepsis ging. Manchmal dauert es Jahrzehnte, bis man Fragen stellen kann.

Giuliana Schnitzler ist in den USA geboren. Ihr Vater Peter war ein Jahr alt, als die Familie aus Österreich vertrieben wurde, und er blieb in Los Angeles, auch als seine Eltern Heinrich und Lilly nach Wien zurückkehrten und den jüngeren Bruder Michael mitnahmen. Für das Experiment Europa entschied er sich erst später. Europa oder Amerika? Giuliana fühlt sich auf beiden Kontinenten zu Hause. Als Kind hat sie viel Zeit im großelterlichen Haus in Wien verbracht. Für sie gab es kein Entweder-oder, sondern immer nur ein Sowohl-als-auch. Gleichwohl, sie hat eine Entscheidung getroffen. Anfang der Neunzigerjahre verließ sie New York und ihren Job in der Filmbranche, um in jener Stadt zu leben, die wie ein Magnet auf sie wirkte: Wien und Schnitzler, das passt gut zusammen. In Wien hat kein Mensch ein Problem damit, diesen Namen auszusprechen, ohne sich dabei die Zunge zu verrenken.

Giuliana Schnitzler mag Friedhöfe, genauso wie ich. Manchmal zieht sie mit Eimern, Bürsten und Schwämmen los und pflegt die Gräber der Verwandtschaft. Die ist zahlreich vertreten auf dem Israelitischen Teil des Zentralfriedhofs, mehr oder weniger versammelt an einer Stelle: die Schnitzlers und Markbreiters, die Mandls,

Jellineks, Frids und Scheys. Sie schrubbt die Grabsteine, kratzt den moosigen Belag ab, der die Schrift unleserlich macht, hält das wuchernde Grün im Zaum. Wenn alles getan ist, sammelt sie Steinchen und schmückt damit die Gräber – statt mit Blumen. In der Wüste gab es keine Blumen. »Mit einem Stein sagt man: Ich war hier.« Giulianas Wienerisch ist der amerikanische Hintergrund in Akzent und Wortwahl anzuhören. »Ich erinnere an diese Personen. Solange sich jemand erinnert, sind sie nicht gestorben. Manche sagen: Die Steine stehen für die Last, die das Volk Israel trägt. Aber ich hab' die Schmuckversion gern.«

Weil Erinnerung Leben bedeutet, freut sie sich über jedes Zeichen gelebter Erinnerung. Jedes renovierte Grab ist ein Hoffnungszeichen. Es ist Sache der Angehörigen, sich darum zu kümmern. »Bet Kevarot« ist nicht mehr die malerische Wildnis wie vor zwanzig, dreißig Jahren, als dieser Teil des Zentralfriedhofs den Rehen, Füchsen und Dachsen, den Spaziergängern und Fotografen gehörte. Der Zerfall ist gestoppt, und zwischen den Reihen leuchten frisch vergoldete Buchstaben auf einzelnen kürzlich renovierten Monumenten. »Moriz Szepe. 1834–1902.« Ein Journalist und Verleger, natürlich ein Bekannter. Seine Tochter, die Salonière Berta Zuckerkandl, war Arthur Schnitzlers gute Freundin. Viele der Namen hier sind mit der Geschichte der Schnitzlers verknüpft.

Dennoch wird Giuliana selbst hier keinen Platz finden. Sie ist Vizepräsidentin der reformjüdischen Gemeinde »Or Chadasch«, und die wird von der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde nicht anerkannt. Die Israelitische Kultusgemeinde bestimmt, wer jüdisch ist in Österreich und wer nicht. Die nach den Regeln von »Or Chadasch« konvertierten Gemeindemitglieder sind es in ihren Augen nicht. Und sie würde auch auf ihrem Terrain kein Gemeinschaftsgrab von jüdischen und nicht-jüdischen Ehepartnern akzeptieren. Deswegen hat »Or Chadasch« nun ein eigenes Areal erworben: entlang der Hauptallee, wenn auch *rive gauche*. Giuliana bückt sich, hebt einen Kiesel auf und legt ihn auf ein Grab. »Da liegt der Berti. Er war der nicht-jüdische Ehemann von einem Gemeindemitglied. Sehr involviert in die Gemeindefarbeit. Er war wichtig.« *Wik-tick*, sagt sie mit ihrer warmen, klingenden Stimme.

Ebenfalls direkt an der Hauptallee, aber rechts vom Weg befindet sich das Grabmal ihrer Ururgroßeltern Johann und Louise Schnitzler, ein schwarzer Obelisk. Obenauf fehlt ein Element, »eine Kugel vielleicht oder so ein kleiner Spitz«. Sie hat schon recherchiert. Auch hier wäre mal eine Renovierung fällig. Die weiße Schrift ist verblasst und nur mit Mühe zu lesen: »K.K. Regierungsrat, K.K. Universitätsprofessor, Mitbegründer und Direktor der Poliklinik. Geboren 10. April 1835, gestorben 2. Mai 1893.« Und unten auf dem Sockel der Satz: »Alle, die ihn geliebt haben, beweinen ihn und alle, die ihn kannten, haben ihn geliebt.« Da bleibt nicht viel Platz für Louise. »Geboren 8. Juli 1840, gestorben 9. September 1911.« Aber die Ururenkelin beschäftigt gerade etwas anderes.

»Streng genommen« zeigt das Grab in die falsche Richtung, sinniert Giuliana. Die Füße sollten Richtung Osten weisen. Nach traditionellen Maßstäben ist es auch zu pompös. »Die Gräber in der Mitte da, das sind typisch jüdische Gräber.« Sie deutet auf die schlichten Steine mit den hebräischen Inschriften, die halb versunken im hohen Gras kauern. Aber mit der Assimilation habe man eben begonnen, sich an den prunkvollen christlichen Grabmälern zu orientieren. »Streng genommen« – sie genießt den Ausdruck – »waren die doch alle Reform«, das ganze liberale Wiener Bürgertum des 19. Jahrhunderts samt ihrem Rabbiner Jellinek. Solche wie sie. Auf dem Flyer von »Or Chadasch« steht der programmatische Satz: »Als progressiver religiöser Jude oder progressive religiöse Jüdin zu leben heißt, in der im Schrifttum überlieferten Lehre ein jüdisches Leben zu führen, das den sozialen, kulturellen und ethischen Herausforderungen der Moderne entspricht.« Sie stellen sich damit in die Tradition derjenigen, die in Gehrock und Zylinder Wien und das ganze Land in die Moderne bugsierten.

Gibt es das, diese verbindende Klammer zwischen den Generationen? Eine Art dominantes Schnitzler-Gen? Lassen sich tatsächlich Gemeinsamkeiten feststellen – Selbstbilder, Ideen, Schuhgrößen, Begabungen, Laster, Handlungsweisen, Prinzipien, Gewohnheiten, Vorlieben, Aversionen, Marotten – die, transformiert, in einer Familie durch die letzten hundertfünfzig Jahre gewandert sind? Welchen Platz nimmt Arthur Schnitzler in diesem familiären Geflecht ein?

Was macht eine Familie mit dem Erbe einer solch herausragenden Gestalt? Ist man mit diesem Erbe in New York oder Los Angeles weniger stark konfrontiert als in Wien? Giuliana Schnitzler nickt zustimmend. Natürlich hat auch sie schon, oft genug, über solche Fragen nachgedacht. Familiengeschichte, ein faszinierendes Thema! Besonders das Kapitel Frauen. Sie lacht, erzählt dann von ihrer Großmutter Lilly, die an jenem Silvesterabend, als sie ihren späteren Mann Heinrich traf, ein schönes neues grünes Kleid trug. »Ich hasse Grün«, sagte Heinrich Schnitzler. Und Lilly? Sie trug nie wieder Grün, kam aber mit den Jahren zu der Ansicht: Jeder, der in die Familie Schnitzler einheiratet, »is eh oahm«.

Die Reise in die Vergangenheit beginnt mit Johann Schnitzler, der im März 1858 in viertägiger Fahrt mit dem Leiterwagen von Pest nach Wien kam.



## Erster Teil

# Nagykanizsa, Pest, Wien 1858–1893

### *Die Fahrt auf dem Leiterwagen*

Wien, den 4. April 1858: »Geliebte Eltern«. Seit zehn Tagen ist Johann Schnitzler in der Stadt und schreibt nun einen ersten Brief nach Hause. Er schreibt auf Deutsch. Deutsch ist die Muttersprache der Juden im westlichen Ungarn. Johann ist knapp 23 Jahre alt und Student der Medizin. Nach einigen Semestern in Pest will er sein Studium in Wien fortsetzen, dem Mekka aller Mediziner. Seine Eltern und seine beiden jüngeren Schwestern leben in Nagykanizsa südwestlich des Balaton im Komitat Zala. Hätte er seine Ankunft nicht früher melden können? Nein, erst wollte er seine Angelegenheiten geregelt wissen, um dann Beruhigendes schreiben zu können. Für seinen Lebensunterhalt muss der junge Mann selber aufkommen. »Am 24. des Abends kam ich hier an, und am 25. hatte ich bereits eine gute Lektion und am darauffolgenden Tag war ich bereits infolge meines Empfehlungsschreibens und glänzenden Zeugnissen zu zwei Knaben als Erzieher akzeptiert, wo ich neben eleganter Wohnung, Kost etc. 40 fl. monatlich (...) habe und das Beste ist, daß ich den ganzen Tag zu meinen Studien habe und nur die Abendstunden meinen Zöglingen zu widmen habe.«<sup>1</sup> Ihm sei bloß »der Unterricht in den Realgegenständen« sowie in französischer und ungarischer Sprache überlassen. Vierzig Gulden, das ist nicht schlecht. Es ist mehr, als ein Sekundararzt am Allgemeinen Krankenhaus verdient. Aber er hat sich noch eine zweite Geldquelle gesucht. Seit dem 31. März arbeitet er als Redakteur bei einer Wiener medizinischen Zeitung. Das Studium? Noch hat das Semester nicht begonnen, aber Johann Schnitzler lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass er allen diesen Aufgaben gleichzeitig gewachsen ist.

Voller Vorfreude verspricht er, in seinem nächsten Brief über »die Kliniken der Prof. Oppolzer, Škoda, Scholz, Dumreicher etc.« zu berichten. Ein Optimist. Um ihn muss man sich keine Sorgen machen, das ist die Botschaft nach Hause. Er verabschiedet sich zärtlich und ehrerbietig: »Ihr Sie liebender Sohn Johann«, fügt dann noch Küsse für »die lieben Hani und Lotti« hinzu. Ein guter Sohn.

Nur ein Satz, der erste, sticht heraus aus der Liste der Erfolgsmeldungen, bietet einen Kontrapunkt zu dem auftrumpfenden Grundton. »Mit welchen Gefühlen ich Pest, den Ort, wo ich so glücklich war, wo ich die ersten Jugendträume verlebte, verließ, wäre mir unmöglich zu schreiben.« Er benutzt den Unsagbarkeitstopos, um an etwas zu erinnern, eine Dimension des Lebens, die eingestandenermaßen existiert, über die er aber nicht sprechen kann oder will. Kann er über seine Gefühle nicht schreiben, weil er die Worte dazu nicht hat; will er sich die Zeit dazu nicht nehmen – oder ist es ihm generell peinlich, etwas Derartiges zu bereden? Fürchtet er, dass seine Tatkraft geschwächt werden könnte, wenn er sich dem Abschiedsschmerz noch einmal nacherzählend aussetzt? Oder hat er womöglich schon früh gelernt, das, was ihn bedrückt, mit sich selbst auszumachen? So wird er es auch in Zukunft halten. Über Herzensangelegenheiten, schreibt Arthur Schnitzler in seiner Fragment gebliebenen Autobiographie *Jugend in Wien*, pflegte sein Vater zu schweigen.<sup>2</sup> Er hat auch für sich behalten, was der eigentliche Anlass für seinen Umzug nach Wien war. Sein minder diskreter Sohn hat es ausgeplaudert:

»Nicht nur der Wunsch, eine andere bedeutendere und deutschsprachige Hochschule zu besuchen, sondern auch eine Herzensgeschichte war die Ursache, daß er Budapest vor Vollendung seiner medizinischen Studien verließ. Er war Hauslehrer bei den Söhnen eines sehr bekannten Buchhändlers, der außer diesen Söhnen zwei schöne, aber leichtsinnige Töchter hatte. Mein Vater verliebte sich in die jüngere, sie ließ sich die Schwärmerei des mittellosen Studiosus gefallen, ohne sie ernst zu nehmen; er warb um sie in aller Form, sie zog ihn hin, ohne ihn aber gänzlich zu entmutigen. Zu dieser Zeit geschah es, daß sie auf einer Tanzunterhaltung, wie sie solche auch manchmal insgeheim zu besuchen pflegte, einen Hauptmann kennenlernte und bald dessen Geliebte wurde. Dem Buchhändler blieb

diese Verbindung kein Geheimnis, er wies die Tochter zwar nicht, wie er anfangs willens gewesen war, aus dem Hause, vermied es aber von Stund ab, das Wort an sie zu richten. Mein Vater, sobald er klar zu sehen begonnen, betrat die Schwelle des Hauses nicht mehr, auch der weitere Aufenthalt in der Stadt war ihm verleidet, und in vier-tägiger Reise fuhr er, wie er mir später oft erzählte (ohne des Anlasses zu erwähnen) auf einem Leiterwagen nach Wien. (...) Die ganze Geschichte wurde mir erst viele Jahre nach seinem Tod auf einem Spaziergang im Dornbacher Park von einem Freund erzählt, dessen Mutter als junges Mädchen im Hause jenes Buchhändlers verkehrt (...) hatte (...)«.<sup>3</sup>

Worüber wird in einer Familie gesprochen und worüber nicht? Johann Schnitzler weiß, was seine Eltern hören wollen. Sein Brief ist knapp und schnörkellos. Es geht um Existenzsicherung, alles andere ist unwichtig. Das, was er später seinen Kindern abverlangt – detaillierte Schilderungen von fremden Ländern und Städten –, all dieser bildungsbürgerliche Luxus spielt noch keine Rolle. Er schreibt nichts über die Leute, bei denen er jetzt wohnt und deren Kinder er unterrichten wird, nichts über die Stadt, in der er gelandet ist, nichts über das Spektakel, das dieser Tage so viele Schaulustige anzieht.

Dass er Wien in einem historisch bedeutsamen Moment betreten hat, weiß er damals wahrscheinlich selbst nicht so genau. Er hat ihn punktgenau erwischt. Vor vier Tagen hat der Umbau Wiens begonnen. Was Kaiser Franz Joseph im Dezember letzten Jahres hat verkünden lassen, der Abriss der Stadtbefestigung und der Beginn des Ringstraßenprojekts, ist nun in Angriff genommen worden. Ein gewaltiges Projekt. In der *Presse* vom 30. März 1858 konnte man lesen: »Die Demolirung der Basteien hat heute mit Tagesanbruch begonnen; etwa 150 Arbeiter verschiedener Nationalitäten schaufeln und hacken auf der Bastei zum Rothenturmthor bis zur Gonzaga-Bastei mit einem Eifer an dem alten Gemäuer, als hätten sie die Demolirung selbst in Accord genommen. Schon um die Mittagsstunde war die ganze Mauer, welche auf der genannten Strecke die Verschanzung bildet, niedergeworfen, und eine Stelle an der Gonzaga-Bastei behufs Abfuhr des Materials bis auf den Grund durchbrochen. Im Bereiche der Kasematten wird man jedoch bis zu

deren Räumung keine weiteren Fortschritte machen können. Bei der Ferdinands-Brücke und auf der Gonzaga-Bastei erlustigten sich Hunderte von Zuschauern an jeder Schaufel Sand und Steine, welche am Schanzel in die Tiefe hinabrollt.«<sup>4</sup> Das alte, das mittelalterliche Wien wird abgerissen. Wien hört auf, eine Festung zu sein. Die Bewohner der Stadt verlieren ihren geliebten Spazierweg über die Basteien, aber für Juden wie Johann Schnitzler fällt ein Symbol der Diskriminierung. Noch vor Kurzem, als er ein Kind war, hatte jeder Jude, der in die Stadt wollte, am Stadttor einen »Silberzwanziger« zu entrichten und bekam dann einen Passierschein. In der Stadt leben konnten nur die wenigen reichen jüdischen Familien, die in der Lage waren, die hohe »Toleranztaxe« zu bezahlen. Das ist seit 1848 vorbei. Nun soll man auch sehen, wie Wien sich öffnet. Über all das schreibt Johann Schnitzler seinen Eltern nicht, auch nichts über die Umstände seiner Reise von Pest nach Wien. Die werden ihm erst später wichtig, Lehrstoff für seine verwöhnten Kinder, die gar nicht wissen, wie gut sie es haben. Die Reise mit dem Leiterwagen beendet das Kapitel der armen Schnitzlers, und das ihres rasanten Aufstiegs beginnt.

Wann fängt eine Geschichte an, wie weit muss man zurückgehen, damit sie verständlich wird? Unter welchen Umständen wird Familiengeschichte gepflegt als ein Schatz, den es zu hüten gilt, und wann vergisst man lieber? Das biographische oder historische Interesse ist nicht automatisch identisch mit der internen familiären Erinnerungskultur. Arthur Schnitzler bringt in all seiner Unerschrockenheit und Wahrheitsliebe als autobiographisch Schreibender beide Perspektiven weitgehend in Deckung. Die familiäre Dynamik von Sprechen und Verschweigen, mit der er aufgewachsen ist, hat aber auch seine Sichtweise geprägt. Er interessierte sich nur mäßig für seine Familiengeschichte und grenzte sich spöttisch von dem rückwärtsgerichteten Wissensdrang anderer Leute ab: »Seit wann meine Voreltern in Groß-Kanizsa, seit wann sie sich in Ungarn ansässig gemacht haben, in welchen Gegenden sie vorher umhergewandert und wo sie überall für kürzere oder längere Dauer heimisch gewesen sind, nachdem sie, wie wohl anzunehmen ist, vor zweitausend Jahren ihre Urheimat Palästina verlassen hatten, das alles ist mir vollkommen unbekannt.«<sup>5</sup> Seine Aufmerksamkeit galt der Gegenwart,

nicht der Vergangenheit, und wenn schon der Vergangenheit, dann der selbst erlebten. Immerhin, ein paar Dinge über die Herkunft seines Vaters teilt er mit: »Die Familie meines Vaters war in Großkanizsa, einer ungarischen Mittelstadt, zu Hause, soll ursprünglich Zimmermann geheißsen und erst zu Lebzeiten meines Großvaters den Namen Schnitzler angenommen oder ihn von einer hohen Behörde zugewiesen erhalten haben. Meine Großmutter, Rosalie, war die Tochter eines gewissen David Klein aus Puszta Kovacsi im Zalaer Komitat und seiner Gattin Marie, geborener Rechnitz. Weiter vermag ich meine Abstammung väterlicherseits nicht zu verfolgen. Mein Großvater, Tischler wie angeblich auch seine nächsten Vorfahren, befand sich mit den Seinen zeitlebens in beschränkten, ja dürftigen Verhältnissen (...). Er soll des Lesens und des Schreibens unkundig, in seinem Handwerk aber beinahe ein Künstler gewesen sein; ob er es war oder mein Vater, der als Knabe für durchziehende Komödianten Theaterzettel in den Häusern austrug, ist mir nicht innerlich; was mir jedoch mein Vater in kindlicher Pietät verschwiegen und ich erst lange nach seinem Tod aus dem Mund eines entfernten Verwandten erfuhr, ist der Umstand, daß mein Großvater Quartaltrinker war, welche, bei Juden im allgemeinen so selten vorkommende Anlage an den stets zerrütteten Vermögensverhältnissen der Familie wahrscheinlich die Hauptschuld trug.«<sup>6</sup> Wie es aussieht, hatte Johann Schnitzler keinen Grund zur Nostalgie. Die gute alte Zeit gab es nicht. Umso mehr musste er auf die Zukunft setzen.

Der Leiterwagen, dieses bäuerliche Fuhrwerk, ist nicht in erster Linie zur Personenbeförderung gemacht, schon gar nicht über lange Strecken. Er hat vier Räder, eine Deichsel, manchmal ziehen zwei Pferde statt einem. Die Seitenwände bestehen aus zwei Leitern, die man bei Bedarf herausnehmen und gegen feste Bretter austauschen kann, wenn Mist transportiert und aufs Feld ausgebracht werden soll. Nach ein paar Stunden auf der Chaussee ist jedes körpereigene Molekül durchgerüttelt. Die Postkutsche wäre bequemer gewesen, aber auch teurer. Sie hätte weniger Erzählstoff für die Nachfahren geliefert und auch nicht ... – nein, das wissen wir nicht, ob sich Johann Schnitzler irgendwann in diesen vier Tagen der Symbolcharakter des gewählten Transportmittels aufgedrängt hat. Die Jakobs-

leiter! Als weniger frommer denn wohlunterrichteter Jude könnte ihm die Geschichte schon in den Sinn gekommen sein. In reformorientierten jüdischen Gemeinden im deutschsprachigen Raum – wozu auch die ungarischen Gemeinden als Teil des Habsburgerreichs gehörten – war um die Mitte des 19. Jahrhunderts Leopold Zunz' Bibelübersetzung gebräuchlich. Danach klang die berühmte Stelle so: »Und Jaakob zog aus Beerschaba und ging gen Charan. Und traf auf einen Ort und übernachtete allda, weil die Sonne untergegangen war, und nahm einen von den Steinen des Ortes und machte ihn zu seinem Kopflager und legte sich hin an demselben Orte. Da träumte er und siehe, eine Leiter war gestellt auf die Erde und die Spitze reichte an den Himmel und siehe, Engel Gottes stiegen auf und ab an ihr. Und siehe, der Ewige stand über ihr und sprach: Ich bin der Ewige, Gott Abraham's, deines Vaters, und Gott Jizchak's; das Land, auf dem du liegst, dir werde ich es geben und deinem Samen. Und dein Same wird sein wie Staub der Erde, und du wirst dich ausbreiten nach Abend und Morgen, und Mitternacht und Mittag; und mit dir werden sich segnen alle Geschlechter der Erde, und mit deinem Samen. Und siehe, ich bin mit dir, und werde dich behüten, wo du auch immer gehest, und dich zurückführen in dieses Land; denn ich werde dich nicht verlassen, bis daß ich getan, was ich geredet habe zu dir.«<sup>7</sup>

Laut den Immatrikulationsunterlagen der Wiener Medizinischen Fakultät wurde Johann Schnitzler am 10. April 1835 in Nagybjom geboren, nicht in Nagykanizsa, wo er dann aufwuchs. Schon viele Generationen vor ihm hatte der Traum von einer besseren Zukunft in Gang gesetzt – auch seine Eltern.

### *Woher die Schnitzlers kamen*

Wien, Seitenstettengasse 4. Die Synagoge in der dicht bebauten Innenstadt stand schon an ihrem Platz, als Johann Schnitzler nach Wien kam, und da steht sie heute noch. 1825, als sie errichtet wurde, besagte eine Vorschrift, dass nur katholische Kirchen freistehen durften. Eingefügt in die Häuserzeile der Seitenstettengasse, hat sie die

Novemberpogrome von 1938 überstanden, jedenfalls das Gebäude – von 94 Synagogen und Bethäusern in Wien das einzige. Seit dem Anschlag vom 29. August 1981, als bewaffnete palästinensische Terroristen am Schabbat in den Gottesdienst eindrangen, zwei Menschen töteten und viele verletzten, ist es ein sehr gut bewachtes Haus. Heute gelangt man nur mit Ausweis und durch die übliche Sicherheitsschleuse hinein. Das bringt eine gewisse Enge mit sich, aber den Platzbedarf konnte der Architekt von damals, Josef Kornhäusel, unmöglich voraussehen. Das Matrikenamt ist in zwei winzigen, ineinander übergehenden Zimmern des Hochparterres untergebracht. Die alten Bände mit den handgeschriebenen Einträgen der Geburts- und Sterbedaten, der Eheschließungen sowie der Aus- und Übertritte befinden sich im Eingangsraum. An der Wand hängen: eine historische Karte der Donaumonarchie, ein paar vergrößerte Kleinanzeigen aus der *Neuen Freien Presse*, ebenfalls historisch, sowie der Hinweis auf Georg Gauguschs monumentales Nachschlagewerk *Wer einmal war*, Band 1, A–K. Wer eine jüdische Familie hat, die einmal in Wien ansässig war, und nach Querverbindungen und Zusammenhängen sucht, könnte darin fündig werden, vorausgesetzt: Die Familie gehörte zum Großbürgertum. M wie Markbreiter und S wie Schnitzler und Schey kommen erst im nächsten Band an die Reihe.

Also ist Wolf-Erich Eckstein zuständig, der Herrscher des Matrikenamts. Er ist ein gebürtiger Berliner – wie Fanny von Arnstein, die in Wien einen legendären Salon führte und, observiert von der Geheimpolizei, den Weihnachtsbaum nach Österreich brachte. Vielleicht kann Eckstein Licht in das Dunkel der Schnitzlerschen Herkunft auf der väterlichen Seite bringen. Warum dieser Namenswechsel von Zimmermann zu Schnitzler? Ist es wahr, dass Arthur Schnitzlers Großmutter Rosalie – die er übrigens nicht ausstehen konnte – mit den reichen Gutmann de Gelses verwandt war, wie der Schnitzler-Biograph Giuseppe Farese behauptet?<sup>8</sup>

Der zweite Raum ist mit Zigarettenrauch und einem großen Schreibtisch mehr oder weniger ausgefüllt. Eine fast leere Schachtel der Marke »Eckstein« dient nur noch Dekorationszwecken. »Die gibt es schon lange nicht mehr«, sagt der Familienforscher, so musste er leider auf eine andere Marke umsteigen. Auf den Bildschirmen

vor sich hat er zwei verschiedene Genealogieprogramme, die er virtuos handhabt wie ein DJ seine Plattenteller. Aber vieles hat er auch so im Kopf. Er ist eben mit vielen verwandt, da sein eigener Stammbaum sich laut Aussage seines Vaters bis auf König David zurückführen lässt. In die Auskünfte zu mutmaßlichen Vorfahren, die seine Besucher aus aller Welt von ihm bekommen, lässt er auch kleine Anekdoten in eigener Sache einfließen. »Kennen Sie Jesus?«, wurde er einmal auf der Straße von den Angehörigen einer christlichen Sekte gefragt, und er freut sich noch heute der eigenen Geistesgegenwart, mit der er antwortete: »Ja. Wir sind weitläufig verwandt.« Das ist die eine Seite des Magisters Eckstein, mit der er sich und seine Besucher belustigt, mitten im Arbeitsfuror innehält für einen kurzen Moment der Erholung.

Er gibt Namen ein, findet andere Namen, kombiniert, spekuliert, macht einen Witz, raucht, verwirft, warnt vor voreiligen Rückschlüssen, fährt sich mit der Hand, die gerade keine Zigarette hält, durch den grauen Haarschopf, stöhnt, schimpft über Leute, die Ungenaues schreiben, klagt über Umstände, die das Recherchieren schwierig machen, deutet an, dass es mit dem Informations- und Datenaustausch zwischen Österreich, Israel und Ungarn auch nicht immer völlig störungsfrei klappt. Und schüttelt schließlich den Kopf. Nein, die Verwandtschaft mit den reichen Gutmanns lässt sich nicht nachweisen. Und auch andere Annahmen sind mit Vorsicht zu genießen.

Johann Schnitzlers Mutter Rosalie, geborene Klein. Da gibt es eine Todesanzeige aus der *Neuen Freien Presse*: gestorben 8. 11. 1878, »im 66. Lebensjahr«, begraben ist sie in Budapest, ein Geburtsort ist nicht angegeben. Der Kaufmann David Klein und seine Frau Marie, geborene Rechnitz, sollen laut Arthur Schnitzler ihre Eltern gewesen sein. Die Matriken wissen aber nur von einem Kind dieser beiden: Johann, geboren 1838. Der gehörte tatsächlich zur Familie, zog später nach Wien und taucht als »entfernter Verwandter« gelegentlich in Arthur Schnitzlers Tagebuch auf. Gesetzt den Fall, die Geburt eines älteren Kindes wäre aus welchen Gründen auch immer nicht aktenkundig geworden, dann wäre dieser Johann 23 Jahre jünger gewesen als seine Schwester. Möglich, aber unwahrscheinlich. Oder könnte es sein, dass David Klein nicht der Vater, sondern der Bru-

der von Rosalie war? Die Matriken schweigen. Sie schweigen auch zu der Frage nach Josef Schnitzlers Herkunft, Johanns Vater. Die Sache mit dem Namenswechsel macht es nicht einfacher. Wann und wo geboren? Eine Antwort will sich nicht finden lassen.

Manche Rätsel lassen sich nicht mehr lösen. Aber es gibt eine mögliche Erklärung dafür, warum sie sich nicht lösen lassen. Man müsse fragen, sagt Wolf-Erich Eckstein, warum denn überhaupt so viele Juden in das westliche Ungarn kamen und woher sie kamen. Und er gibt die Antwort mit einem Begriff: die Familiantengesetze. Diese galten ab 1726 in Böhmen und Mähren und besagten im Prinzip, dass nur der älteste Sohn einer jüdischen Familie heiraten und seinerseits eine Familie gründen durfte. Wer es dennoch tat, ohne offizielle Bewilligung oder »Rischojin«, wie es im Shtetl hieß, dessen Kinder wurden als unehelich betrachtet und bekamen den Namen der Mutter. Diese Schande! Der Journalist Leopold Gompert, ein Zeitgenosse Johann Schnitzlers, hat die Dramen beschrieben, die sich aus der strengen Gesetzeslage für unzählige böhmische und mährische Juden ergaben. Der Berliner in Eckstein liebt das Pathos nicht; er formuliert salopp, so wie es eben seine Art ist, über die Grausamkeiten, an denen die jüdische Geschichte, auch die seiner Familie, reich ist, zu reden: »Also machten sie sich auf die Strümpfe.« Auf nach Ungarn, wo es ein solches Gesetz nicht gab.